

Volksblatt

Nr. 367

Mittwoch, den 25. Dezember 1929.

Geleitstellen:
Bocholt, Reichs-
straße 14. Fernspr.
Sammelnr. 3054.
Rheide: J. Heinrichs.
Anholt: W. Wolfig.
Werth: Th. Varras.
Verlagsort:
Dortmund 1.

Dem Geist der Weihnacht.

Der Geist des hochheiligen Weihnachtsfestes ist in der Schönheit und gefühlstiefen Lieblichkeit, mit der dieses Fest der Lichtverbund in der unerlösten Welt umfaltet ist, beinahe untergegangen. Und doch soll in der heiligen Nacht, wenn die Gloden von Turm zu Turm das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in die Finsternis hinauszuwinken, uns vor allen Dingen bewußt werden, daß nach dem Willen Gottes zunächst in unseren Herzen der heilige Christ geboren werden muß.

In unserer so freudlos gewordenen Welt ist das Weihnachtsfest eine Oase des Friedens und der Beglückung geblieben. Nicht die Fülle der Geschenke, die sich unter dem leuchtenden Christbaum ansammeln, entscheidet über den Gehalt der heiligen Tage. Die Geisteshaltung des einzelnen Menschen ist Maßstab dafür, ob er sein „Christus in der Höhe...“ mit Verehrung anstimmen darf, oder ob ihm Weihnachtsfest nur auf den Lippen sitzt. Allenfalls auch noch in einigen sentimentalen, gefühlsschwachen Aufwallungen, die äußerlich angeregt, ihn überkommen und verweht sind, ehe die Lichter des Christbaums oder am festlich geschmückten Hochaltar der Christmette erlöschen.

Wie könnte es auch gerade heutzutage anders sein. Wenn immer die ergebundene Hoffnung seit nun fast zwei Jahrzehnten von einem Weihnachtsfest zum andern uns mit dem Gedanken aufrecht erhält, daß im wild gärenden Strudel der Zeit endlich einmal Besserung, Befreiung und Rettung beschieden sein werde, so mußte man, ein Jahr älter geworden, feststellen, daß eher der Himmel noch trüber und hoffnungsleerer geworden sei. Darum erfüllen wir heute so recht wieder die Adventsehnsucht der Alten. Das „Tauset, Himmel, den Gerechten“ ist uns ein wirklichkeitsnaher Begriff geworden. Wir sehnen uns die Herzen und Hirne rund nach dem Gerechten, nach dem, der alles wieder recht macht, nach dem, der aus der Uebelnatur in unser trübsames, natürliches Leben herabsteigen soll. Wir stimmen unser Gloria besonders ab darauf, daß wir unser Herz mit gutem Willen überrollen bereiten, damit die Not der Gegenwart abgeklärt und die Weihnachtsgnade uns voll und ganz zuteil werde!

Es ist ein Fluch der Erbsünde, daß unsere Herzen gar so sehr ins Diesseitige verfrachtet, daß die Augen unserer Menschenseele so sehr verdunkelt sind. Das Evangelium der 3. Weihnachtmesse klagt darüber: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf!“

Es ist heute nicht anders wie vor neunzehnhundert Jahren. Wiederum ist ein ganzes Geschlecht gottesfremd geworden! Unsere Zeit der Technik, der Erfindungen, der Wissenschaft, der Erfindungen ist freventlich über sich selbst hinausgestiegen. Die Verblendung der Gott-Vergessenheit anerkennt den ewigen Schicksalscenter nicht mehr. Die gnadenvolle Verbindung mit dem ewigen Weinstock Christus ist zerstört.

Darum ist die Trübsal unserer Tage gar so trostlos. Darum ist der Haß der Klassen und Einzelnen, der Nationen und der Kontinente so unerbittlich groß. Darum leben wir in geistigem Sinne in einer baby-lonischen Sprachverwirrung, in der keiner den Menschenbruder neben sich versteht. Der Egoismus, die Ich-Sucht, der Materialismus zerfetzt allmählich alle Bindungen. Immer geringer wird bei den kommenden Generationen die Tiefe des Geistes und der Weltbetrachtung. Lebenskunst u. Lebensweisheit sind abgelöst worden durch die Glor, Geld zu machen, Karriere zu machen, Erfolge zu erwirken. Gerade als ob sich darin der Sinn des Menschendaseins erschöpfe! Nur noch um Kurze, um Prozente, um Tarife, um Trübsalbefreiungen, um Verdienstmöglichkeiten weiß der

Mensch von heute. Und, seitdem die Frau ebenfalls in den eisernen Gang des Brotverdienens eingepaßt ist, erlischt auch der gemütsliche Ton im Gemeinschaftsleben, der aus dem Herzen und Fühlen der Frau befreiend, beglückend, ausgleichend emporsteigt.

Wir Katholiken von heute können das Gesicht der

anschauung feindlichen Geisteskräfte. Sie wucherten empor, wie das Unkraut zunächst stolz in Saft und Kraut schießt. Und nun, da sie ihre ganze Lebenskraft entfaltet haben, erkennen die bedröhten Menschenkinder, daß das Menschenleben nach diesen Gesehen, nach diesen Treiben nachgerade unerträglich wird.

im Herzen und in der Seele eines jeden einzelnen! Darum ist die Beglückung der Weihnachtsgnade für uns besonders groß, wenn in der Weihnacht der Christus der Welt in uns neugeboren wird.

Aus dieser geistigen Grundhaltung werden wir die Kräfte ableiten, um auch im Gemeinschaftsleben der atomisierten Gesellschaft der Gegenwart neue Impulse geben zu können. Das Weihnachtsgeschehnis verpflichtet uns auf ein Leben in der Liebe, die nicht nur theoretisch erkannt, sondern praktisch zu üben ist, heute zu üben ist, wenn auch eine ganze Welt dem Egoismus verfallen ist. Unser ganzes Leben und Wirken ist ewigkeitsweisend, begrenzt vom Willen und dem Rufe Gottes, das Heil der Allgemeinheit, den Kosmos zu wirken. Und diese Verantwortung vor dem Ewigen macht uns so gegenwarts- und wirklichkeitsnah! Jeder, der Menschenanliege trägt, trägt damit das Gottesleben. Darum verpflichtet uns der katholische Glaube zu Achtung und Ehrfurcht vor jedem Menschen, zur Nächstenliebe und zum Dienst am Menschenbruder, zur Mitarbeit an jeder Gemeinschaft, die dem Heil der Allgemeinheit dient.

Das Weihnachtsmysterium muß uns Anlaß sein, wieder einmal den Weg zu überprüfen, den der Katholizismus geht, den aber auch jeder einzelne Katholik geht. Die Erkenntnis des Weges und des Zieles ist unerläßliche Voraussetzung für die Anspannung unseres Willens. Daß dieser unser Wille in jeder Lebenslage, im Gemeinschaftsleben wie in der Familie, in Arbeit und Beruf, stets ein geordneter, ein im Sinne des Weihnachtsevangeliums guter Wille sein möge, das erbitten wir als Weihnachtsgabe des Krippenkindes.

Der Weihnachtsengel

Eine Kunstbetrachtung.

Von

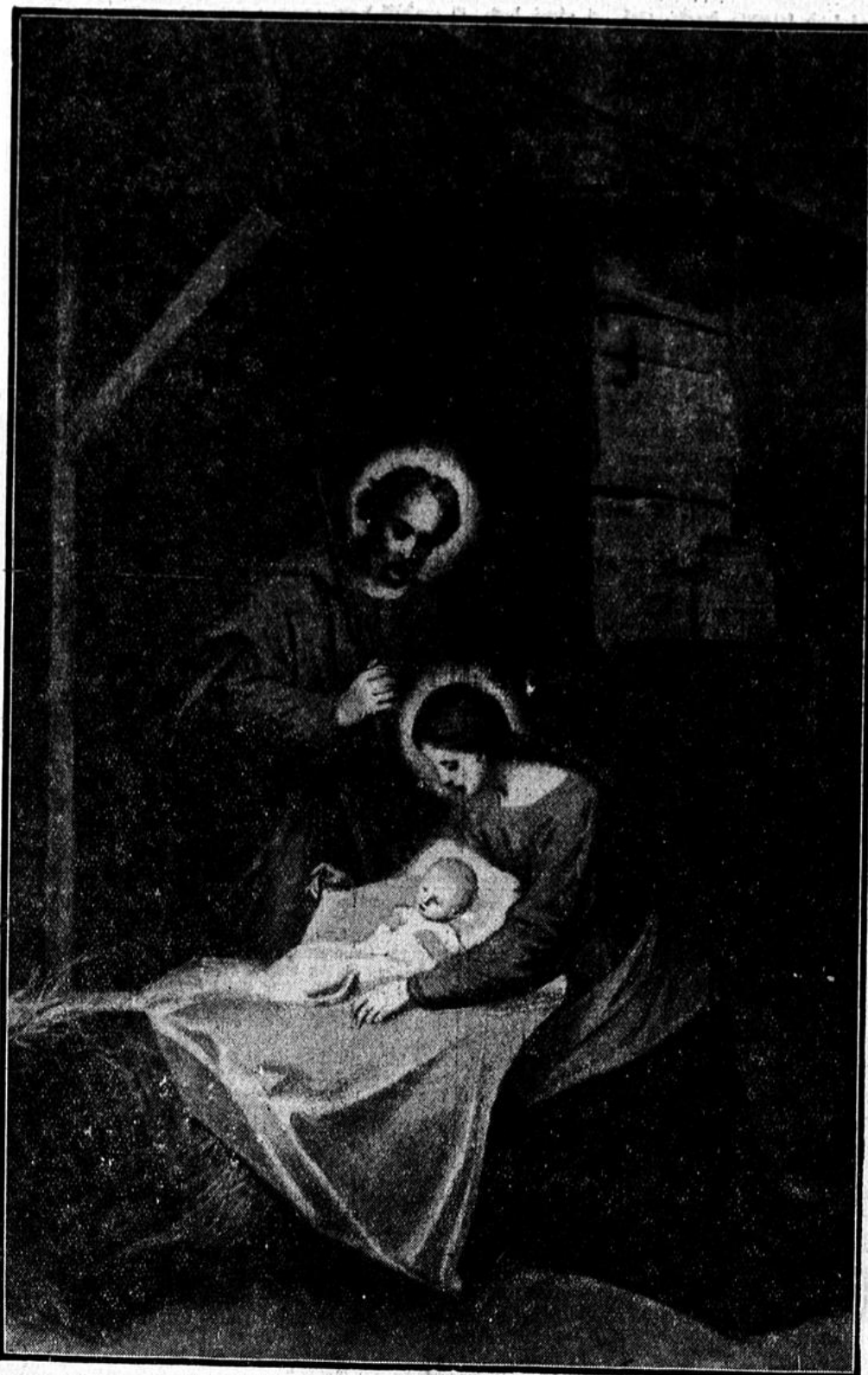
Marie Schenck.

In der Nacht aller Nächte, da der Stern über der Krippe im Stalle zu Bethlehem erstrahlte, trat zu den Hirten auf dem Felde der Engel in der Klarheit des Herrn, die Geburt des Heilandes zu verkünden. Und über die Erbsünden ergossen sich aus dem Dunkel der Wolken die Lichtstrahlen überirdischer Helle, in deren Glorienchein sie die himmlischen Heerscharen auf- und niedersteigen sahen, das Jubilate coeli anstimmend. Seit das Wunder der Christnacht Herz und Sinn zur künstlerischen Nachgestaltung anregte, hat man daher bei der Darstellung der Geburt Christi die Engel nie vergessen. Meist geben die Engel, in Gruppen oder ganzen Scharen auftretend, das dekorative Element, das in Pose, Gebärde und Gewandung verschiedene, jeweilig an den Stil der Zeit gebundene Wandlungen durchläuft.

Die altchristliche Kunst, beeinflusst von Byzanz, wahrt auch in ihren Engelsfiguren den streng höflichen Charakter einer ins Abstrakte vergeistigten Unnahbarkeit. Auf dem Mosaik der Geburt Christi in der Kirche della Martorano (12. Jahrh.) stehen sie in steifer Grandezza und in Gewändern von starrem Faltenwurf um die Krippe herum, die Hände zu byzantinisch-antiker Geste erhoben. Eine kunstvoll geschnitzte Eisenplatte in Ravenna aus gleicher Zeit zeigt in ihren drei Engeln am oberen Rande der Tafel, die sich mit lieblicher Demut verneigen, schon eine gelockerte Form der Bewegung, während ein vierter Engel, auf die Krippe deutend, noch die strenge antike Gebundenheit beibehalten hat.

Eine seltsame Zurückhaltung vermeidet es damals noch, die Engel unmittelbar neben die Madonna und das Jesuskind zu setzen, und so lassen die ersten Künstler christlicher Darstellung jene nur hinter einer Felswand, Mauer oder einem Bogen auf den Vorgang herabbliden. Meist bildete die Höhle selbst, in die die byzantinische Kunst die Geburt Christi verlegte, die natürliche Grenze zwischen Engel und Gottesmutter. Doch treten sie mit der Zeit in immer größerer Anzahl

Die Heilige Familie.



M. Bernatz.

(Franz Hanfstaengl-Verlag, München.)

Zeit nicht in Kürze umgestalten. Die Vorwürfe gegen unsere heilige Religion treffen uns nicht, daß „auch der Katholizismus veraltet“ habe in der Erlösung der Menschheit. Denn gerade die seit Jahrhunderten üppig ins Kraut geschossenen Ideen des Humanismus, der sogenannten Aufklärung, sind ja die unserer Welt-

Die katholische säkulare Aufgabe ist es heute, dem Rufe unseres Heiligen Vaters Pius XI. zu folgen, der den Königsruf Christi, den Hansarost der katholischen Aktion in die Zeit hinausgerufen hat. Unsere Aufgabe ist es, zu erkennen, daß alle Erneuerung der Zeit ihren Ursprung haben muß in unserem Herzen,



und befehlter Gebärden auf. Bei Duccios Geburt Christi, die sich im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin befindet, umkreist eine ganze Schar Engel lobend und andend die Hühle. Auch Giotto's Behandlung des Themas in Padua oder S. Francesco zu Assisi läßt sie so recht eigentlich den Jubel über die Geburt des Heilandes personifizieren. Statt der Hühle erscheint jetzt erstmals eine Hühle, über deren Dach sie hinstiegen. Bei Taddeo Gaddi sieht man sie neben der Madonna knien, und Angelo Gaddi steigert die Stimmung durch den tanzenden und musizierenden Engel.

Den Tanz als Symbol der Freude treffen wir dann bei Pisolo, Botticelli oder Rossetti in anmutigster Gestaltung an. Die Neigung zum Heiligen, Jarten läßt sich den Jungfrauen an Stelle des bis dahin üblichen Jünglings ersetzen. Ghirlandajos Märchenengel singt sein Gloria herab aus den Lüften (S. Innocenti in Florenz) und Benozzo Gozzoli schafft in der Kapelle des Palazzo Riccardi in Florenz eine eigene Anbetung der Engel, die durch einen phantastischen Blumenkranz zur Lobpreisung herbeiziehen und auf hohen Stühlen heranzuschauen.

Mantegna führt neben dem Mädchenengel nun auch die Umgestaltung des geflügelten Genius der Antike zum geflügelten kindlichen Putto ein. Auf Wolken über der Madonna stimmen Quirle allerliebste Engelskinder ihr Jubilate an, oder sie bilden als geflügelte Amoretten einen Halbkreis auf Mantegnas Altarstück der Uffizien. Von allen Seiten schweben sie herbei, diese musizierenden, jubelnden, schelmischen Bambini, die schon Donatello in seiner Plastik zum Leben erweckt hatte. Erst das erste Cinquecento (16. Jahrhundert) dämmt ihren allzu weltlich gewordenen Übermut ein und kehrt zu dem bescheidenen älteren Engel zurück.

Nachdem das Quattrocento (15. Jahrhundert) die Glanzzeit des gewandten Engels gewesen, der oft in seiner Tracht bis zur Mode des Tages herabstieg, hüllt die Hochrenaissance ihn in eine antikerende Idealgewand, die Arme und Beine entblößt zeigt und in der Fülle des Barock sich zu schwellendem Faltenwirbel aufbläht. Bei Correggio's Heiliger Nacht nimmt der Schwung der Gewänder die Bewegung der inbrünstigen Gebärde mit auf.

Jenseits der Alpen haben die Engel um das Jesuskind auch verschiedene Typen und Metamorphosen eingenommen. Charakteristisch ist der von Beginn an schwebende Engel des Nordens im Gegensatz zu dem stehend gruppierten byzantinischen Flügelengel. In der französischen Gotik wie der deutschen ist der im Vergleich zu den Hauptpersonen stark verkleinerte und verkürzte Engel



Die rote Christrose.

Weihnachtserzählung.

Von Anna Kayser.

Heiliger Abend — wo in der weiten Welt Millionen Augen glückselig leuchten, unzählige Herzen sich in Christenliebe und Christenfreude entgegenlagern.

„Reines für mich“, denkt Elfrida's Hagen bitter. „Auch ich geh' in den heiligen Abend und ab, sehr viel grübelnd an den Kram, bringt wieder auf, reißt das Fenster offen, wie es wieder zu und verschluckt in die dortige Trübsal.“

Der letzte perlebende Weihnachtssturm unten auf den Straßen, tut ihr weh. Aber hier drinnen die tonlose Stille, die sie mit leeren Augen aus allen Winkeln anstarrt, noch mehr.

Wohl zum zehntenmale tritt sie zu dem herrlichen Glor-halbblühenden Christbaum, der still auf einem glühenden Prangt, und drückt ihr heißes Gesicht in die weiche Kanne. Aber der Duft der kalten Blüten ist so fremd, so wehenlos, daß sie ihn wie inneres Frösteln fühlt. Sie schließt das kostbare Kännchen mit müder Gebärde zurück. Nur das Briefchen, das von einem langen Goldfaden gehalten, zwischen den Blättern verdeckt ist, nimmt sie an sich. Das kleine Blatt duftet nach einem eigenen, fremdartigen Parfüm. Noch einmal liest sie die letzten Worte für Wort:

„Mein verehrtes Fräulein! Was soll ich Ihnen nach so zahlreichen Besuchen meiner Verzehrung noch weiter sagen, wie soll ich Ihnen das Los, das Sie an meiner Seite erwartet, noch glänzender zeigen, als ich es nun seit nahezu einem Jahre tue? Heute sollen nur diese künftigen Kinder Ihres Hauses für mich bei Ihnen sprechen. Sollte Ihre schöne, stolze Jugend endlich sich mir zu neigen und mich zum Beglücktesten der Lebenden machen, so lenden Sie mir morgen eine einzige rote Christrose zurück. In derselben Stunde werde ich bei Ihnen sein.“

Unauslöschlicher Vererbung

„Ihr treuer Max Gorta.“

Elfrida legte den Brief wieder hin. Ein gequälter Zug lag in ihr Gesicht. Sie grub die Hände in die Unterlippe, daß sie weh tat. Der Ausdruck ihrer grauen Augen wurde abweisend. Max Gorta's Bild stand vor ihr auf. Das blonde, glatte Gesicht, die Augen mit dem selbstverständlichen, immer beherzichten, kühnen Blick, der kaum anders gewohnt war, als Waren und Menschen auf Wert und Position zu prüfen, Zahlen zu vergleichen, dessen lachlich rechnender Geist nur im Einmaleins zu Hause war.

Wieder hatte er schon vor ihrer Zusage sein und ihr Soll und Haben in Summa addiert.

Ablich, der manchmal fast an einen Vogel erinnert. Besonders wenn er wie auf manchen Bildern gelehrt oder spitzgeschwänzt, wie der königliche Engel, auftritt. Seine sparsame Verwendung, die Dreizahl und das gotische Spruchband sind beiden Ländern zu eigen.

Von der südlichen Art unterscheidet sich der nordische Engel in der herberen Auffassung und edigen Gesichtsbildung, wie sie Rembrandt oder Rogier van der Weyden in ihren Kompositionen um Christi Geburt verkörpert. Im Gegensatz zu Rubens und van Dyck, die in ihren halbbedeckten Engeln und Putten die schwelgerische Leichtigkeit der italienischen Hochrenaissance im Norden einführen. Bei Rembrandts Weihnachtsbild fehlen die Engel, aber in seiner Verkündigung der Hirten bricht das Licht aus der Finkelnis und entführt die Flut sich überflutender Lichtgebirge Flügelgestalten.

Auch im Norden trat die Geburtszene bald hinter der Anbetung zurück. Maria auf den Knien vor dem Heiland ist dabei von den Engeln begleitet. Stephan Lochners Madonna im Rosenhag zeigt die Engel

in lieblicher Andacht um die Jungfrau vereint oder, wie auf einer anderen Ausführung, gleich einem Schwalbenschwanz an den Dachsparren der Hütte nistend, während drei weitere geflügelte Blondköpfe guttaulich zum Fenster herausgucken. Das Kindliche dieser Flügelgestalten treibt in der ganzen deutschen Renaissance, bei Holbein, Cranach, Altdorfer, sein liebliches Wesen. Dürer gebraucht sie zur Betonung der Innigkeit des deutschen Familienbildes, das er in der heiligen Familie darstellt, und selbst Matthäus Grünewald drückt neben der dramatischen Offenbarung seiner Gottesmutter und seines Heilandkinds alle Heiligkeit des Himmels in dem geizenden Engel zu ihren Füßen aus.

Wohl ist die Sprache des deutschen Engels eine andere als die seines südlichen Gefährten. Seine Erscheinung ist ediger, fanziger; die Flügel sind oft voll herber abweisender Verhülltheit, aber doch zugleich von einer frommen Trübheit durchdrungen, als sie in der Gestalt ist von den Tugenden der Majestät und des Unbegreiflichen umwittert.

Die Weihnachtskrippe.

Eine kulturgeschichtliche Plauderei. / Von E. Trost.

Die Geschichte des Krippenbaues ist uralt und von jeder ein Stück bester, edelster Volkskunst gewesen. Wann und wo das erste Kripplein in der uns allgemein bekannten Art errichtet wurde, läßt sich heute nicht mehr mit Bestimmtheit feststellen; gewiß ist nur, daß schon in den ersten frühchristlichen Jahrhunderten in der Geburtsstätte von Bethlehem eine hölzerne Krippe stand, in der nach der Legende der Heiland der Welt in seinen ersten Lebensjahren geruht hatte und die daher heilig gehalten und von den Gläubigen mit Gold, Blumen usw. geschmückt wurde. Wohl durch Pilger wurde diese Verehrung der Krippe nach Rom und dann von hier aus nach dem übrigen Abendland verpflanzt und fand dort rasch allgemeine Verbreitung. In den meisten Kirchen und Klöstern wurden Nachbildungen der Krippe bezogen. Des Stalles von Bethlehem mit einem Kripplein darin errichtet — doch nicht lange begnügte man sich damit allein, bald schon kamen die verschiedensten, meist hölzernen Figuren hinzu, und endlich übertrug man den Namen „Krippe“ auf die ganze heidnische, heidnische vor Augen geführte Geburtszene. Sehr frühzeitig entwickelte sich auch der Brauch, die Geschichte von der Geburt des Heilandes durch entsprechende tollkühnere Personen darzustellen und dabei sogar lebende Tiere als Stallfelle zu verwenden. So z. B. wird vom heiligen Franz von Assisi berichtet, er habe im Jahre 1223 zur Weihnachtszeit mitten im Walde bei Greccio einen Stall nebst Krippe aufgebaut, ihn mit Ochs und Esel und sonstigen Tieren besetzt.

Uebrigens soll St. Franziskus auch derjenige gewesen sein, der durch sein Beispiel die Errichtung der Krippe gerade an Weihnachten anregte, denn während man früher die Krippen das ganze Jahr über stehen hatte, gelangte man von seiner Zeit ab dazu, sie nun nur allein mehr am Christfest aufzustellen.

Da die Sitte des Krippenbaues allmählich in allen Ländern und selbst in den kleinsten Dörfern Eingang fand, und von dort aus in die Familien einging, ist es ganz selbstverständlich, daß die Krippendarstellung bald zu einem reich gegliederten Gebiet der Kunst und besonders der Volkskunst wurde. Die einfachen Kripplein verwandelten sich in reichgezierte Wiegen, in denen kunstvoll geschnitzte oder aus Wachs geformte Christkinder ruhten, und um dieses Kern herum erwuchs ein immer mannigfaltigeres Durcheinander der verschiedensten, oft wunderbar künstlerischen, häufig aber auch drolligen und urwüchsigen Figuren.

Unsere Vorfahren nahmen es mit der Naturtreue nicht allzu genau, — und da zudem in früheren Jahrhunderten die breiten Volkschichten vom Morgenlande nur sehr unbestimmte Vorstellungen hegten, kam es ganz von selbst, daß die alten Bildhauer und Krippenbauer ihre Er-

zeugnisse entweder sehr phantastisch oder — was öfter vorkam — durchaus lebensacht und realistisch verfertigten. Die anfänglich nur bemalten Figuren wurden bald in kostbare Stoffgewänder nach der Mode der Zeit oder in die schlichte Bauerntracht, welche die Bevölkerung allmählich vor Augen hatte, gekleidet, und die Landschaft, die den Rahmen für die Geburtszene bilden mußte, ent-

Geburt Christi.



Jos. Bachlechner.

(Im Selbstverlag Kl. Ww. Bachlechner.)

widete sich auch ganz folgerichtig zum Tiroler Bergwald, einem alpeiden Städtchen — kurz zu allem Möglichen, was mit der historischen Gegend in Valaisina sehr wenig Ähnlichkeit aufwies. Doch solcher Anachronismus störte unsere biederen Ahnen durchaus nicht, und wir Nachgeborenen können darüber nur zufrieden sein, — haben doch gerade die Krippendarstellungen den Fortschritt in der Kunst der Renaissance und des Barock brachten der Kunst des Krippenbaues einen gewaltigen Aufschwung, besonders in Italien gelangte sie damals zur höchsten Vollendung. Vor dem Hintergrund prahlte voller italienischer Palazzos hellen unzählige, oft sogar auch mechanisch bewegliche Figuren in ungeheurer reicher, oft sehr schön und prächtig und vom künstlerischen Standpunkte aus nur zu bewundern, aber mit der rührend-herzigen Schlichtheit der Krippen in deutschen Ländern und vor allem in Alpengebieten konnte sich die südliche Krippenkunst doch niemals messen.

Das Bayerische National-Museum in München besitzt in der Sammlung von Schmiedetoren einen reichen Schatz von Krippen der verschiedensten Art, in welcher der Unterschied in der Auffassung zwischen Nord und Süd besonders deutlich zu erkennen ist. In den bayerischen und Tiroler Bergen drängt ja schon die Unwirtlichkeit der Natur in der Zeit um Weihnachten die Menschen förmlich in die warmen Stuben und zur Beschäftigung mit allerlei Bastarbeit — und die Vorbedingungen im Verein mit dem angeborenen Sinn für die Verfertigung bewirkten gerade dort von jeher ein weit verbreitetes Interesse für den Krippenbau, das auch in unserer Zeit noch keineswegs erloschen ist. In jedem bayerischen Dorf, jedem einsamen kleiner Weiler sehen die Bauern noch heute ihren Stolz darin, möglichst schöne und reichhaltige Krippen zu errichten — und wie in anderen Orten erlebte auch in der bayerischen Hauptstadt alljährlich zur Adventszeit ein großer, vielbesuchter Krippenmarkt, wo in kleinen Buden aller Art Wunderschönes, Moos, Baumrinde und sonst noch alles Erdentümliche für den Krippenbau feilgeboten wird.

Und wer sich schon zu Hause sein Kripplein aufstellt, der belüßt wenigstens die Kinder, wo es unter den dort allüberall mit liebevoller Sorgfalt erstellten Krippen manch schönes, altentwürfeltes und geschichtlich interessantes Stück zu bewundern gibt.

Wiegenlied Mariens.

Sing eine Mutter über das Kind, führte ihr Kindlein froh an der Hand, sangen die Vögel, sprach auch der Bach, war rings die Welt wie ein grünes Gemach.

Trug eine Mutter tief in dem Schoß, selb ein Kindlein froh als ihr Ros, sangen die Tiere, sang auch der Wind, neigten die Bäume sich zu dem Kind.

Steh eine Mutter ganz in dem Licht, das aus des Kindes Augenlein bricht, lauschen die Wälder, lauscht auch das Feld, leise kommt Abend über die Welt.

Gla...ela... schlaf ein, schlaf ein... schlaf ein, mein Jesus, klein.

Michel Beder.

(Aus einem Weihnachts-Mysterium „Die Magd Maria“ von Michel Beder.)

Herbert! Sie erbeute innerlich, als der Name über ihre Lippen irte. Aber sie fühlte sich willenlos immer tiefer in der leuchtenden Erinnerung sinken, die sie mit weichen, weichen nachlässigen Fäden umspann.

Sie legte die Arme auf's Kaminrücken, den Kopf darauf und ließ das unbewußte Herz seine Wege gehen. Vor drei Jahren war's, da hatte es auch gewöhnlich, heimlich-glücklich, noch ehe am Abendstern das erste Lichtlein aufgeleuchtet war. Das war ein Abend gewesen voll friedlicher Erwartung. Wenn das Christkind käme, dann würde auch ihr großes Glück kommen, vor dessen Wonne sie manchmal schon im Äußen schwindelnd die Augen schloßen und das Stürmen ihres Herzens dämpfen mußte.

So hatte sie in ihrer früh erwachten Jungmädchen-lehnheit gehofft. Dann würde sie nicht mehr einsam sein, wie an allen, allen Weihnachtsfesten ihres Lebens. Dann würde Herbert Rentner kommen... ihre heilige, stolze Liebe würde ihm entgegenleuchten... und seine umhüllende wie ein warmer Mantel. Und sie würde das lebenslange Frieren und Alleinsein vergessen.

Herbert Rentner war gekommen. Mit bleichem, todernstem Gesicht war er am Tage vor Weihnachten zu ihrem Vater gekommen mit einem Zug im Gesicht, wie ihn nur eiserne Wollen und unabänderliche Pflicht in Menschengeize trägt.

Er war gekommen, sich anzusehen. Ein junges, hauchzartes Menschenkind, an das ihn Dankespflicht und ein allzu frühes Verprechen banden, wartete in der fernsten Heimat auf ihn. Er wollte und durfte ein Hoffen, das in einem unerwarteten Erstarren körperlicher Kraft jetzt eben neu auflebte, nicht entäußern.

Ihr waren Himmel und Weihnacht versunken in dem Augenblicke, wo er vor ihr stand und in unsicherer Durchdringung von Vergessen und Verzeihen und Gebeten und Nichtvergessen stammelte. Sie hatte ihren ganzen Mädchenstolz aufgerufen, hatte ihm schwindelnd die Fingerpielen gereicht und einen halben Glückwunsch gestammelt.

Dann war Herbert Rentner gegangen, hatte aber an dem sein großes Herz gepopt, hatte ein kurzes, mühsames Mondlichtglück mit ihr verlost... Und dann war sie ihm verfallen, wie eine weiche, fränke Rose; so hatte eine Bekannte ihr poetisch erzählt.

Selbst herlichen Venz hätte sie ihm genommen und ihm seinen Sommer verdorben, so lagten seine Freunde. Verbunden mit dem unglücklichen Erbe, das sie ihm hinterlassen: Ein armeloses, miswachsenes Kind.

Herbert Rentner war frei, frei, wie einer, der für Handhabe einen Fußstapfel tauscht, hatte sie bitter gebacht. Sie hatte sein Kind einmal geliebt, als sie in Wiesel bei Verwandten war. Starr hatte sie am Portal der Klinik dem Wagen nachgesehen, in dem die Wärterin

den Knaben fuhr. Sie hatte sich entsetzt vor dem großen, schmerzhaften Bild der Kinderzugen in dem großen, grellenhaften Gesicht. Das sei der Stammhalter des schönen Herbert Rentner, hatte ihre Cousine ihr bedeutungsvoll gesagt. In den Ufern der Ewigkeit von einer todgezeichneten Mutter geboren... Wie konnte dieses Leben anders sein?

Magda hatte ihr auch erzählt, daß Dr. Rentner sich entsetzt weigerte, das Kind in eine Anstalt zu geben. Er sei ein Dilettant, oder ein ganz unbegreiflicher Idealist.

Sie hatte nichts darauf sagen können, weil die Erinnerung an jenen „Dilettant“ ihr in jähem, heißem Aufwallen durch Herz und Blut gegangen war.

Wäre nur nicht jenes Schreckliche — der Knabe! In jener Zeit war dann der Vater von ihr gegangen. Einmal hatte er sie nicht gemacht.

Dann war wieder Weihnachten gekommen. Und mit dem ersten Licht am Abendstern — Herbert! Nicht er selber. Ein zager Gruß kam, ein Bild und ein kleines Brieflein.

Und als sie mit müder Hand das dritte Adventskärtchen entzündete, da kam ein zweiter Brief. O, dieser zweite!

Elfrida stand auf, zündete eine Kerze am Kamin wieder an und holte ein Bild aus heimlicher Kasse. Immer weicher, immer hingebender wurde ihr Bild, als sie sich in die ersten Züge des Mannes versenkte, der sie mit entzücktem, warmen Blick wie fragend vom Wibe anschaute. Tief und tief sank ihr Kopf nieder, bis ihr Mund das Bild berührte und verloren einen Namen flüsterte: „Herbert!“

Und drüben standen Max Gorta's Christrosen. Aus ihrer blühenden Pracht lodte das glänzende Ros, das reiche, kühle Glück, das ihr mit seinem Herz und seelenlosen Bild das Blut frieren macht.

Aber Max Gorta ist frei, ist nicht gefesselt an ein armelloses Geschick bei besten Anblick ihr schon schauerlich. Ist es nicht besser, in dieser Stunde ihr Herz zum Schmelzen zu bringen, als ihm blind und betört zu folgen in Pfaffen, die sie ein ganzes langes Leben deengen werden?

Jögern nahm sie den Brief, den sie in diesen acht Tagen wohl ein Dutzendmal gelesen, und hielt ihn unter zitternde Licht der Kerze:

„Teures Fräulein Hagen! Ob ich ein Recht habe zu diesem Briefe? — Ich denke zwei Jahre zurück. Da durfte ich Ihnen nahe sein und Ihnen hohen, edlen Sinn mit seiner Begeisterung für alles Gute und Schöne bewundern und Ihr Gemüt mit seinem echt fröhlichen Gefühl und Verleihen für alles, was fein und edel und gut ist und darum habe ich ein Recht.“

Es ist schwer gewesen, was das Gesicht uns auf-erzählte. Aber auch Sie werden es erfahren haben, teure

In dem Sa-

ng ging der Gloden vom h-

in den Wohn-

lagten. Herr K-

jeinem eigentl-

den Nacht zu

Bäume brenne

daran rüstete, i-

den Knechtst-

ein zukünftige

hinüber und st-

heit in sich barg

pflogenheiten d-

Jahren im Sa-

Leber dem

Heiterkeit ge-

ten, daß ein vo-

„Seht“, sagt

winterliche Br-

an den Stränge

müssen das ja-

innerlich noch i-

Damals war

verloren. Wei-

die aber sich du-

In einem nach-

gibt, erstand id-

warme Winter-

iden, netten i-

ließ mich den g-

meiner strengen

immer wieder i-

hieß dann ein

wohlthuenden S-

Wälzl nicht for-

der in den Lade-

der entdeckte i-

die Stütze gefa-

Lippen gehalten

dißte dreieckig-

müßig zu stehn

nir aus dem R-

Wer weiß um einen solchen heiligen Abend?

Erzählung. / Von Franz Müller-Friedrich.

In dem Hause des Herrn Universitätsprofessors Küpperling ging der heilige Abend schon schalen, als die großen Glocken vom hohen Dome den blühenden Tag der Kinder in den Wohnungen der alten, verschwiegenen Stadt anjagten. Herr Küpperling hielt streng dafür, das Fest nach dem eigentlichen Sinne mit der erwachenden, schreitenden Nacht zu feiern. „Lasse die Lichter heute an dem Baum brennen“, sagte er zu seinem Sohne, der eben daran rückte, sie zu löschen, um noch einige Stümpe für den Kaufmannstag zu bergen. Der junge Herr Küpperling, ein zukünftiger Arzt, blickte verstockt zu seinem Vater hinüber und stierte die Frage, die er über diese Seltsamkeit in sich barg, langsam zurück. Das stieß gegen die Gepflogenheiten des hl. Abends, die seit langen, langen Jahren im Hause Küpperling eingebürgert hatten.

Ueber dem alten Herrn lag eine warme, vornehmene Feierlichkeit gebreitet, und alle, die um ihn waren, ahnten, daß ein vertieftes, tiefes Erlebnis ihn bewegte. „Seht“, sagte Herr Küpperling, „Weihnachten ist das winterliche Frühlingfest der Kinder und Jener, die noch an den Strängen der Kindheit hängen. Wir Alten aber müssen das ganze Geistesleben der Erinnerung weiden, um innerlich noch in dieses Licht hineinkommen zu können. Damals war ich an der Universität in Münster. Einmal, als ich in einem kleinen Kaufmann ein Paar warme Winterhandschuhe kaufte, fand ich an dem freundlichen, netten Ladenmädchen ein großes Gefallen. Das ließ mich den ganzen Abend nicht los. Und, als ich über meiner strengen Arbeit lag, kuckte das liebe Gesicht immer wieder in die hohe Wissenschaft. Welch Gott, ich hielt dann ein Weichen inne und erriete mich bei einer wohlthuenden Schwäche im Charakter, die das zukünftige Ansehen nicht fortwähnte. Sodas ich anderen Tages wieder in den Laden schritt und um eine Krawatte bat. Dabei entbedte ich, wie zierlich die Hand geformt, wie heiter die Lippen gehalten. Ich wurde erregt und muß wohl recht bald dreingesehen haben, denn meine Liebste hing übermüht zu schlafen an, nahm ihren Mantel und schritt mit mir aus dem Laden.

Der Abend war schon in die Straßen und Gassen gefallen. Wir gingen nebeneinander, plauderten lange, lange und waren verliebt. Bald wußten wir um heimliche Nachgänge vor den Toren der Stadt, um herrliche Mondscheinplätze und freundliche Lauben. Ich wußte aber auch um ein schönes, tapferes Mädchen, das entschlossen seine Bahn wandelte. Sie war verarmt und verwirrt. Einige alte, prunkhafte Möbelsstücke in ihrem Zimmer und jene vergoldete, französische Uhr, dort schloß sie gerade die Vesperkinder, ließen den erschöpften Wohlstand ihrer toten Eltern erkennen.

Wir beide versprachen uns unser Leben.“ Professor Küpperling legte die bageren Hände auf die Knie, richtete sich ein wenig in seinem Lehnstuhl auf und schaute eine Weile. Dann gingen seine Augen einen Atem lang zu einer ruhigen, kleinen Frau, die neben ihm saß. Herr Küpperling lächelte glänzend.

Er begann wiederum: „Meine Eltern waren beglückt. Der Vater führte als Bürgermeister das Regiment in einer kleinen westfälischen Stadt. Ich teilte ihnen schüchtern und vorsichtig über meine Liebe mit und brachte sofort ihren stärksten Widerstand herauf. Das stieß ihren ganzen hohen, stolzen Heiratsplan durch. Sie hatten im stillen längst für mich unter den Töchtern der Stadt gewählt, alles untereinander bereitet, Wert und Gegenwert, Vermögen und Gegenvermögen klar berechnet und eingesetzt und erwarteten nunmehr von mir nichts als meine bedingungslose Einwilligung. Die schienen ihnen auch selbstverständlich. Einmal war ich ihr gehöriges Kind, zum anderen konnte es für mich keine bessere und vorteilhaftere Heirat nach ihrer Meinung geben. Ich fuhr

auf und verteidigte meine Liebe mit flammenden Worten. Als ich aber keinen Widerhall hörte, sondern die Eltern eifern und fast schweigend, schien mir das Zimmer eine Hölle zu sein. Ich küßte sie stumm in die Nacht.

Die Straßen waren verstorben. Hier und da trippelte ein winziger Lichtstrahl durch einen Lädenpalt über die Kopfsteine der engen Gasse. Irgendwoher klapperten die geduckten Töne aus einem Spinnett an den Hausgiebeln und dazu klang eine süße, goldene Kinderstimme in der Vorfreude eines Weihnachtsfestes. So ähnlich mußte die Stimme meiner Liebsten gewesen sein, als sie noch Kind war, nur viel weicher. Wählich hielt der alte Küpperling seine Entschuldigungen und hoppelte weiter. Ich aber bin bis zum frühen Morgen umhergeirrt. Kein Gedanke brannte so heiß und begierig in mir, als selbst mein Leben küßte wie ein Roserose zwischen der Liebe zu meinen guten Eltern, die nur mein Bestes suchten und wußten, und meiner Liebe. Schließlich schloß ich mich müde in mein Schlafgemach. Ich fuhr ein wenig zurück, denn an meinem Bett hatte meine weinende Mutter. Sie streckte mir ihre Arme entgegen und ich glaube, daß auch ich geweint habe und dann einschlief wie ein Kind.

Der Tag stand schon hoch, als sich der letzte Ring um mein Lebensideal schloß. Mein Vater führte mich in

Heilige Nacht.



Jos. Bachlechner.
(Im Selbstverlag Kl. Ww. Bachlechner.)

sein Arbeitszimmer und öffnete Blech und zitterte ein Geheimnis an seinem Schreibtisch. Er hob eine Kasse in das Licht und zeigte mit bebendem Finger auf Zahlen. „Ich las und las und las wiederum und erkannte langsam, wie der Vater durch Gleich und Sparsamkeit sein Gut gemehrt hatte. „Alles nur für dich“, sagte er, „du sollst das Fortleben und zu dem Talente noch ein gewinnendes. Das ist so eine innere Bestimmung aller guten Menschen.“ Jetzt glitt die Stimme meines lieben Vaters in eine ruhige, weiche Lage. „Siehe, eine arme Frau führt dich in einem gefüllten Hause nicht recht wohl, wenn sie auf dich hält. Ich mach dich dadurch beide das Leben unnütz schwer und verbittert, und mir, mir bricht in dir der Hader ab, wenn du eine solche Heirat vollziehst.“ Ich aber warmermte darauf, daß meine Braut aus gutem, edelmütigem Hause stamme, und daß sie klug, bildungsfähig, wohl erzogen und schön sei. Aber nichts schlug ein, und blutenden Herzens ging ich nach. Der gehorsame Sohn sagte über den Liebesding. Ich versprach, nie wieder zu meiner Braut zu gehen. Was ich hielt.

Hier schloß Herr Küpperling. Er nahm bewegt die Hände seiner Gattin in die seinen und umschloß sie fest. Es schien so, als wären jene Stunden in die Zeit zurückgegriffen, und er durchlief von neuem den Schmerz, es hielt gepannte Stille um ihn. Nur ein paar Tannennadeln knisterten, die in eine brennende Kerze gerieten.

Herr Küpperling fuhr mit leiser Stimme zu sprechen fort: „Ich teilte meiner Braut in einem langen Briefe alles mit und nahm darin von ihr Abschied. Von nun an lebte ich ganz meiner Wissenschaft. Ich wollte und mußte vergessen. Aber je mehr ich mich hielt, desto stärker wachte meine Liebe in mir auf, die ich doch zu verschlagen hatte. Ich kaufte zu Weihnachten für mein geliebtes Mädchen kleine, süße Dinge: ein Ketten, einen Ring und dazu Bücher über Bücher, schrieb in diese lange, schmachtende Widmungen, kassierte sie und fand darin ein ungeahntes Glück. Nach Hause wollte ich zu Weihnachten nicht reisen. Den Eltern schrieb ich einen kleinen, hübschen Brief, weil ich langsam zu mir kommen, zu lassen anfang. Zuletzt erkannte ich ein hübsches Weihnachtsbaumchen, trug es heim, stellte es auf und schmückte es mit kleinen Christbaumglocken auf einem Tische für meine Liebste aus.

Draußen fiel Schnee. Die schaumigen Flocken tasteten an das Fenster. Ich schaute meinen heißen Kopf an die kalten Scheiben und bohrte meine Augen in den grauen Abend nach einer Straße und suchte ein Haus und daran ein Fenster. Aber ich sah nichts. Ich streckte die Arme aus und plauderte mit ihr. Meine Sehnsucht stieg in ein fieberndes Erwarten. Gott, was bedeutete ein Verprechen? Worte, Worte, nichts als Worte! Und drüben und hier lebendes, heißes, beglückendes Leben! Ich fühlte, daß ich diese Qualen nicht länger zu tragen vermochte und irgendeine Erlösung finden mußte.

Sie stand jetzt fester als auch am Fenster und wartete. O, ich wußte es. Sie hatte ein Paar weiche Pulswärmer, mit Perlen besetzt, und warme Abendhübe gestrickt. Dazu eine Schale mit herrlichem, duftendem Obst bereitet. Sie würde das rote Kleid tragen und am Finger den blühenden Ring. Gott, und das Haar würde locken, und ihre Hand in der meinen ruhen, diese liebe, weiche Hand. Und ihre guten Augen würden zu mir kommen und ihr Mund... Herr, Herr, was soll mir? Halt, ich brachte ja auch meine Gaben. O, dieses süße Ketten, würde ich sagen, dieses knisternde Badewert und die kleine, reizende Krawatte! Wie leidet! Ein Ständchen würde sie mir in den Mund legen. Und dann würde sie zu mir anbeugen: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Ich packte die Tür, um zu ihr hinauszugehen. Unter ihrem Fenster war es erlaubt zu stehen. Das brach mein Wort nicht. Rasch klopfte ich die Tür auf und prallte zurück, denn ich stand vor meinem Freunde, dem Herrn Professor Wiederbeck.

„Ich komme zu dir lieber Küpperling“, sagte er, „um bei dir den hl. Abend zu verbringen. Ich habe sonst keine Seele auf der weiten Erde, und da du diese Weihnachtsnacht auch allein und fern deiner Liebsten verbringst, so pack das gut.“ Prüffend musterte er die vielen kleinen Dinge, schüttelte mit dem Kopf und lächelte. Ich hatte mich ihm anvertraut. Er wußte um alles in meiner Liebe. „Kannst du mich nicht vergessen, Küpperling?“ Sie ist auch in Wahrheit ein nettes Ding. Geh zu ihr!“ Ich schrat in

Nacht der Nächte.

Nacht der Nächte, tausendmal besungen, wieder schimmernd dein Mythenraum, Wieder künden deiner Engel Zungen uns den Weg zu deinem Heiligtum.

Unsere Herzen brennen aus dem Schatten zu der Glorie deines Friedens aus. Unsere Füße, die im Wirbel waten, finden sich in deinem Gang nach Haus.

Nacht der Nächte, niemals ausgefungen! Nimm mich armen Vieh zu deinem Kuhn. Laß mich selber, wenn ich ausgerungen, zu dir ein in dein Mythenraum! Clara Helmer.

einander.

Worte sind Worte, Küpperling! Höher ist das lebendige Leben!

Aber ich sah in diesem Augenblicke meine lieben Eltern vor mir, meine weinende Mutter, den bleichen Vater, denen ich heilig versprochen, daß ich nicht zu ihr gehen würde, und ich schwieg.

Wiederbeck horchte jetzt auf. Es näherten sich Menschen. Er öffnete die Tür und ließ, noch vier meiner lieben Bekannten schritten herein.

Woll du zu deinem lieben Mädchen nicht hingehen darfst, guter Freund, so wollen wir dich hintragen! Er sagte es, und sie packten mich, hielten mich ganz verwirrt auf ihre Schultern. Wiederbeck reichte mir die kleinen Christbaumglocken. Er selbst griff das Baumchen. Dann schritt der stille Zug durch die noch stilleren Straßen.

Meine Freunde trugen mich freudlich und stöhnd und gelangten mit mir alsbald in einen kleinen Flur. Da kündete Professor Wiederbeck die Herzen des Baumchens an. Jetzt summt er mit leiser Stimme: „Stille Nacht, heilige Nacht“, und alle stimmten darein. Wiederbeck öffnete nun eine weiche Zimmertür, und sie ließen mich noch immer singend, langsam und vorsichtig auf ein Sofa gleiten. Dort ließ es. Als ich aufsaß und gerührt meinen Dank stammeln wollte, waren sie schon fort. Und wir, Mutter und ich, allein.

Da draußen fielen noch immer die Schneeflocken. Ueber den Häusern der Stadt aber sammelten sich jetzt die Klänge der Glocken zu einem mächtigen Gloria und Frieden auf Erden für alle guten Menschen.“

Der Herr Professor Küpperling küßte sein Weib und seine Kinder. Eine Träne glänzte den beiden Alten im Auge.

„Das war vor vierzig Jahren, Kinder.“ fuhr er bewegt fort. „Ein Jahr später heiratete ich das arme Ladenmädchen. Jener hl. Abend hatte die Eltern einem heilig und ausgefungen. Er brachte für uns alle ein großes Glück. Sieht noch ein paar Väter an den Baum. Wir wollen singen. Und der Herr Professor Küpperling, der gelehrte Mensch und Dichter, stimmte leise an: „Stille Nacht, heilige Nacht!“



Die Hirten.

Von E. Borbeck.

Das Wenige, das sie hatten: Ein Lamm, einen Esel, ein Brat! Ergreifen sie froh und gingen, Wohin sie der Stern entbot.

Sie fanden die beiden Gatten Und grüßten das Gotteskind. Sie hielten die Engel sinnen Im goldenen, hellen Wind.

Sie brachten die arme Gabe Den segnenden Händen dar Und ahnten nicht, daß der Knabe Das Opferlamm selber war.

Die einsige Tochter des reichen Hagen, buhenschaf begehrt, soll eines armen, knappegezahlten Dozenten Liebe mit einem verkrüppelten Weiden teilen, dessen Anwesenheit beständig ihr ästhetisches Empfinden und ihr hohes Intelligenzgefühl beleidigen würde? Sie soll tagaus, tagein unter diesem weidlichen Grellebild leben? Und — sie würde zusammen — dieses Kind würde sie Mutter nennen!

Sie schüttelte sich in Abneigung. Und konnte es doch nicht hindern, daß immer wieder die Gestalt des geliebten Mannes neben der Missgestalt des Knaben auftauchte und um ein wenig Liebe für sein armes Kind warb. So, wie er es einmal bittend angesehen hatte, als er ihr von einem armen Fabrikbesitzer erzählt hatte, der so gerne Klosterbruder werden wollte.

Sie legte den Kopf in die Hände und weinte aus innerer Zerrissenheit. Wie sie aufschaute, sah sie wieder den Brief. „Aber wenn ich auch jetzt nicht in Ihre Augen schauen kann, teure Elfriede, so weiß ich doch...“

„Nichts weißt du, Herr Doktor, gar nichts, als immer nur dein Knabe...“ dieser Wurm an meinem Glück.

Sie erachtete vor ihren eigenen Gedanken. Nein, nein, so nicht! Um's Himmels willen, ist sie denn so weit

gekommen, daß sie ein schuldlos leidendes Kind mit ihrem Groll bedrückt?

Sie las unter innerem Zwängen weiter: „...so weiß ich doch, daß Ihr Herz groß und verständig und operbereit genug ist, ein hilfloses Wesen mitleidlich zu umfassen, nicht nur, weil es mein Kind ist, sondern weil es leidet.“

Er hat so schöne Augen, mein kleiner Herr. Die Äpfel und die Äpfel schuldlos Wesen liegen darin. Ich weiß, ein Bild dieser Augen würde für ihn und mich Erquickung erbiten.

So frage ich Sie denn, ob Sie Ihr junges, frisches Leben an das unsere binden wollen? Ich frage auch mich, ob es nicht vermessen ist, nach einer vollen Sonne zu greifen, wo ich jagen möchte, den kleinen Stern auf unfern Weg zu zwingen.

Wollen Sie unser beider Sonne sein? Auf Ihr „Ja“ warte ich mit Sehnsucht.

Ganz Ihr Herrbert Rentner.

Zweimal war die alte Haushälterin schon an der Tür gewesen, um etwas zu erzagen. Elfriede hatte stumm abgewehrt.

Zum zweitenmale stand sie vor Max Gortas Rosen, griff wieder nach einer vollen roten, um sie in ein Kästchen zu legen und seinen Namen darauf zu schreiben. Aber wieder war ihr, als hätten sie ein paar Kinderaugen an den Kästchen kuckend. —

Als sie mit entschlossenem Griff die Rose nahm und nicht eine magere Kinderhand nach der Rose griffen — sie für sich erlöste — für sein armes, blütenloses Leben —? Und die Augen hatten des Krippenkindes drüben im Erker leuchteten, und die Hände, die um die Rose fachten, waren Christkinds Hände, die um ein kleines Wägenchen und um ein wenig Liebe fachten.

Die rote Rose entglitt Elfriedes Händen und fiel auf die Erde.

Dort lag sie noch nach einer halben Stunde. Und nach dieser halben Stunde jubelten die Glocken von allen Türmen: „Christ ist geboren, Maria!“

Da sprang Elfriede Hagen auf, schüttelte die letzten Reste von Groll und Trost und Eigenheit, und was sonst Krümmen und Leidenen in ihrem Herzen war, ab. Sie ging, mitleidlich hingebender Zug kam in ihr Gesicht. Ihr war, als hätte sie das Blut der Mutter in ihren Adern machtvoll aufkauen. Sie sah zum Bilde hin, grüßte sie durch Tränen. Und schloß, daß sie ihr Kind liebte.

Da fiel ihr ein, was die alte Marie gewollt haben mochte. Sie entzündete die Lampen, schloß — und wartete.

Als die Dienstmädchen kamen, nahm sie das Christkind in ihre bebenden Hände, wuschte es in seine weiche Wiege und legte es in die Krippe. Sie konnte einem heilig aufsteigenden Verlangen nicht wehren, drückte das Kind ein Weichen an ihr Herz, das vom Ringen der beiden Seelen in ihr weht tat.

Sie kniete nieder und umfing mit beiden Armen Krippe und Kind. Da lag es wie wieder mit Klein-Heris Bild an, und sie war sich ganz bewußt, daß sie mit dieser Umarmung das misgefallene Kind, das nach Mutterliebe fror, fürs Leben an ihr Herz nahm.

Es war Weihnachtsnacht, heilige, friedvolle Weihnachtsnacht geworden ist den eben noch toten Räumen und im eben noch kampfburchwühlten Herzen. Als die beglückten Hausgenossen nach „Stille Nacht“ sangen, da sah Elfriede Hagen mit selbigen glänzenden Blick in ihrer Kammer, heimlich in der Hand ein Bild mit einem ersten Mannernantel, dem sie in der Stille Abblatte tat.

Nur zwei Worte trug der Traum am anderen Morgen nach der Mette nach Meisel: „Kommt! Elfriede!“

Die für Max Gortas bestimmte rote Rose legte sie in ein Kästchen zu anderen kleinen Christkindsgaben und sandte es an Klein-Heris hochgeliebte Adresse. Dann wartete sie, wartete mit klopfendem Herzen, Stunde um Stunde, bis zum Abendbrot. Herrbert kam nicht.

Bleich und gedüngelt wartete sie am anderen Tage bis zum Abend. Endlich, als schon der letzte Weihnachtsstern verfliegen wollte, als sie in quälenden Selbstzwängen kaum mehr zu warten wagte, da stand er plötzlich vor ihr. „Elfriede!“

„Abernd und wie erlöst lag sie in seinen Armen. „Ich war so dange, Herrbert“, kramte sie und sah ihn fragend an. „Dagte, du wollest mich nicht mehr. Ich hätte es verdient.“

„Elfriede!“

Er sagte es voll großer Liebe und doch so ernst. Sie wurde noch dange. „Sag mir, was es ist, Geliebter. Wie geht es — Herr?“

Da sah er sie an aus Augen, die dunkel glänzten von einem heiligen Schmerz, und sagte mit einer Stimme, die schwante: „Elfriede, mein kleiner Engel grüßt dich und dankt dir, daß du ihm im Scheiden von dieser Erde noch Mutterliebe botest. Deine Christkinder er mit in seinen Weihnachtsstimmeln!“

Sie sah ihn fragend und ungläubig an. „Ja, Elfriede, Herr ist zu seiner Mutter gegangen. Sein letztes Wägen goll deiner roten Christkinder.“

Elfriede atmete schwer und blieb stumm. Aber ihr Herz war zum erstenmale in ihrem Leben voll vom Frieden derer, die guten Willens sind.

Der Weihnachtswein.

Ein stilles Geschichtchen. / Von Karl Lütge.

Wendlands Ehe galt als unglücklich; und die beiden Ehepartner wußten es selbst kaum. Sie schritten nebeneinander her durch Jahre — saßen sich, aber fühlten sich nicht und empfanden nichts füreinander als ein notwendiges alltägliches Zusammengebräutetesgefühl.

Leid und Sorgen hatten zermürbt. Als Journalist fielen von Anfang der Ehe Fedor Wendland Schöge nicht in den Schoß. Er mußte unermüdlich schaffen und zerplüßte sich dabei. Für die lebenshungrige, hübsche junge Frau blieb ihm wenig Zeit. Die Frau ertrug es um so leichter, als bald ein fröhlich fröhlicher Stammbalter in der Wiege lag und ihrem Leben Inhalt und Freude gab. Als aber nach kurzem — alljährlichem — Erdenfeste das Kind von ihnen ging, da kam das Gespenst des Nihilismus wieder und wickelte sich nicht mehr.

Der Mann ging seiner Wege. Das gereizte, mürrische Wesen der Frau vergaß ihm das Heim und schaute zum Stammbalter. Die Frau litt unter dem Alleinsein und erkannte nicht, warum der Mann das Heim floh.

Der Heiligabend bedeutete für Fedor Wendland alle Jahre eine Qual. Er konnte an diesem Abend im Jahre nicht an den Stammbalter gehen. Er traf dort niemand. Am Heiligabend sah alles bei Weib und Kind oder bei nahen Verwandten.

Mit verkniffenem Gesicht lehnte er auf dem Sofa, starrte in die Zeitung, ohne sie zu lesen. Die Frau häselte unermüdlich an zweifelsvollen Dingen, die, niemandem zur Freude, in einem Schrankfächer ein nutzloses Dasein stifteten.

Die Zeit der Bescherung war herangerückt. Die beiden Eheleute wußten es nicht. Es gab bei ihnen seit dem Tode des Kindes weder einen Baum noch Geschenke. Gleichförmig tückte die kleine Uhr auf dem Sims und trug zur unheilvollen Nüchternheit mit ihrer Geschäftigkeit aufreizend bei.

Da schrie sie in die Unbehaglichkeit die Flurglocke.

Die Frau schaute auf.

„Wenn man wenigstens am Heiligabend von den Leuten in Ruhe gelassen würde!“ Sie meinte die Flurnachbarn die sich ab und zu um sie in ihrer fröhlichen Art kümmerten.

Fedor Wendland erhob sich lässig, ging zur Tür, in der Absicht, der Fröhlichkeit der Nachbarn zu wehren. Es waren aber nicht die unwillkommenen Freunde. Ein Bote einer Weinhandlung stand vor der Tür. Er brachte zwei Flaschen Wein.

„Habe nichts bestellt“, wehrte Wendland schroff.

„Es stimmt schon. Ich soll die zwei Flaschen bloß abgeben. Eine Überraschung soll es nämlich für Sie sein!“

„Ihren Sie sich auch nicht in der Adresse?“

„Nein, nein!“

Der Bursche bekam ein reichliches Trinkgeld und trollte sich.

Fedor Wendland nahm die zwei Flaschen Weihnachtswein und brachte sie ins Wohnzimmer voller Erregtheit. Aber bei der gleichgültigen Gelassenheit der Frau fiel er in dumpfen Gleichmut zurück.

Unberührt stand der Wein auf dem Tische. Man sah über ihn hinweg und sprach nicht mehr über ihn.

Fedor Wendland hielt wieder die Zeitung vors Gesicht und las nicht in ihr. Die ganze Tristesse seiner Ehe überfiel ihn schmerzhaft. Wie weit war es gekommen! Wenn es einen Tag im Jahre gab, wo alles Leid und alles Sorgen der Vergessenheit anheimzufallen hatte, dann war es die Weihnacht.

Ohne Freude nahm die Frau das angebotene Glas und trank. Aber der ungewohnte Wein beleidete. Ihre Wangen röteten sich. Sie nippte ein zweites Mal, und dann legte sie die Gabel beiseite.

Der Mann sah die Veränderung voll Verwunderung. Wie hübsch die Frau im Grunde war!

„Wollen wir uns nicht weihnachtlich machen?“

Die Frau wurde lebhaft.

„Wenn du glaubst —“

Es war noch einmal so freundlich im Zimmer, als ein nie benütztes weißes Tisch Tuch aufgelegt war, und der Kiersteiner in zwei guten, nicht zu täglichem Gebrauch verwendeten Gläsern funktete — Als Wendland lebhaft erzählte, wie er es seit Jahren nicht getan, und die Frau ihm lauschte —

So fanden sich an diesem Abend Fedor Wendland und seine Frau wieder. Nicht allein durch den profanen Wein — der gependete Wein hatte den letzten und eigentlichen Anstoß gegeben — die Notwendigkeit des Sichwiederfindens, der beiderseitigen Wille war dagewesen — und mußte nun geweckt werden.

Spät hatte es nochmals geklingelt. Sie öffneten nicht. Und erfuhren so erst anderntags, daß der Bote der Weinhandlung die beiden Flaschen Kiersteiner bei ihnen persönlich im zweiten Stock rechts, statt im dritten Stock abgeliefert hatte —

Da, auf dem Tische stand als festliches Zeichen Weihnachtswein, gependet von einem unbekannten Freunde, der Freude zur Weihnacht bereiten wollte. Wie konnte daran vorübergegangen werden?

Wendland sprang auf, holte zwei Gläser. Der Wein funktete in den Gläsern.

„Trink —“

Bunte Kugeln.

Weihnachtshumor.

Der Lehrer hat mit einem hinreißenden Erzählertalent die Geschichte von der Geburt des Christkinds vorgetragen.

„Nun, Fräulein, erzähle mir die Weihnachtsgeschichte noch einmal!“

Fräulein wehrte beiseite ab: „Nicht doch, Herr Lehrer! Der Sie nachher Bagatelle anstellen! Erzählen Sie sie ruhig noch einmal. Sie können das ja viel besser!“

Schäufelster. Frau Landrat Widel steht davor und betrachtet mit ihrem Schönschönen Hans die Weihnachtstrippe, die darin aufgebaut ist.

„Sind das Bauern?“ fragt Hans.

„Jawohl, Bauern und Pöbel.“

„Aus dem Landkreis Jerusalem?“

„Schön, wenn du willst, aus dem Landkreis Jerusalem“, lacht die Mama.

„Und der da —“ zeigt Hans auf die Figur des Joseph, „ist wohl der Landrat?“

„Ich schenke meiner Frau einen Radioapparat zu Weihnachten.“

„Wird das nicht ein bißchen zu teuer?“

„Ist egal, ich will ihr mal zeigen, wie fürchtbar das ist, wenn einem dauernd etwas vorgebetet wird und man kann kein Wort dazwischenreden.“

Meyer, wer wußte es nicht, ist der Beste nahe.

Es naht sich ihm Frau Meyer: „Wir gehen doch heute ins Konzert?“

„Was wird denn aufgeführt?“

„Ein Weihnachtssoratorium!“

„Ist schön Meyer auf: „Ach, Amanda! Ein Weihnachtssoratorium wäre mir lieber!“

Selbst! Selbst! Meine Frau hat mir zu Weihnachten hundert Zigarren geschenkt.“

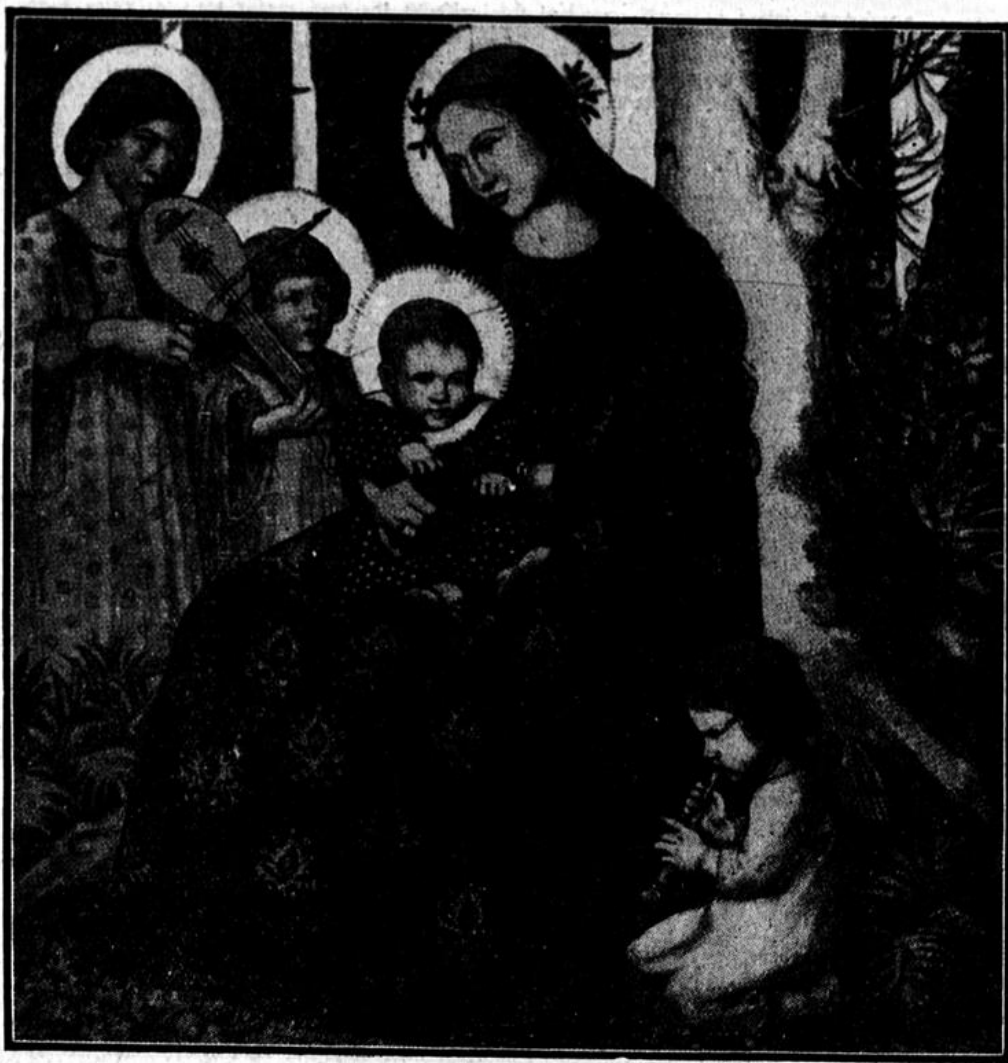
„Was ist denn dabei selbste?“

„Selbst ist, daß es diesmal nicht Zigarren sind, die sie aus meinen eigenen Kisten das ganze Jahr über zusammengekauft hat.“

Großvater hat seinem Enkel eine Uhr zu Weihnachten geschenkt, die er natürlich erst später, wenn er größer ist, tragen darf.

Der kleine Witz betrachtet neugierig den Chronometer und fragt: „Nun bist du also mein Uhrgroßvater?“

Maria und das Jesuskind.



Rud. Schiessl.

(Aus: Rudolf Schiessl. Von Leo Weismantel. Bühnenvolksbundverlag, Berlin.)

Ein dürrer Tannenzweig.

Weihnachtsgeschichte aus dem Krieg.

Von Viktor Ussinger.

Wie der Sturm saute! — Wie heiser sein Lied sang, wie eine trübselige Nieseltimme! Droben am Himmel jündeten die Engeln den Weihnachtstann, denn es war Heiligabend; ein Stern nach dem anderen flamme in diesem Golddrang am nachtschwarzen Himmel auf.

Eine seltsame Stimmung war im Schützengraben. — Im Unterland hatten die Randwehrmänner um ein flüchtiges Weihnachtsbäumchen. Weihnachtspost und Weihnachtsgeschenke waren ausgeblieben — die drei Lichtkugeln auf dem Tannenzweig schwebten und warfen glühende Schatten in die bärigen Gänge.

Ragen der Männer Augen immer so tief? —

Einer, Fritz Lang, der ewigglühende Berliner, hatte auf seiner Mundharmonika „Stille Nacht, heilige Nacht“ angestimmt gehabt. Der und jener hatten es mitgegeben; aber bald spielte er wieder allein. Den anderen würgte etwas in der Kehle, und auch Fritz Lang war es plötzlich eigentümlich zumute geworden. Er steckte häufig seine Harmonika ein, holte ein großes, buntes Taschentuch von frägnurlicher Keckheit umständlich aus der Tasche, schneute sich und fing an zu linnieren.

Herrgott warum mußte er denn immerfort an das kleine Zimmerchen in einer Berliner Vorstadt denken! Ob sie, die Vorne, sein junges Weib, heute noch einen schönen Christbaum haben würde wie damals, als er noch bei ihr war, als es noch keinen Krieg gab? — Ob sie überhaupt ein Bäumchen haben würde? Und dann — jetzt wurde ihm plötzlich ganz heiß — ob der Bursch schon geboren war? — Oder ob's ein Mädchen war?

Fritz Lang schneute sich nochmals, langte nach seinem Gewehr und trocknete ihm den Unterarm in den Graben hinaus. Ihm stand's plötzlich im Herzen und brannte in der Stirn.

Die Grabenwände leuchteten an den Schützengärten. Am äußersten Ende hatte der kriegsfreudige Gefreite Heinz Voltnier; fest in den Mantel gebüllt, die Hände in die Taschen vergraben, den Helm tief in die Stirn gedrückt. Fritz Lang trat auf ihn zu. „Na, Kamerad, auch ne Weihnacht!“

Heinz Voltnier nickte nur. Aus seinem schärfergeschnittenen Männergesicht brannten zwei graue Augen in die Nacht hinaus — starr, wie tot.

Plötzlich sagte Voltnier Fritz Lang am Arm; hastig, stockend, verhalten stieß er hervor: „Hörst du die Weihnachtsglocken?“

Fritz Lang sah ihn fragend an: „Ne, ich hör' nichts“, meinte er trocken, „et macht dir wohl was vor!“

„Still“, flüchte Heinz Voltnier, „ich höre sie!“

Und da wurde der sonst so stille Mann ein ganz anderer; seine Worte überfluteten sich in berausenden Wortbildern; wie ein aufsprühender Strahl warmen Herzblutes rangen sich visionäre Empfindungen aus der schwer atmenden Brust; heiser ging seine Stimme.

Die Christnachtglocken läuten! Durch ganz Deutschland läuten sie. — Sie zerfliegen mit mir ihrem Donnerlang das Herz Kamrad, Mensch, hörst du nichts?“

„Kriegen singen sie und Liebe und Glückseligkeit und Erlösung, und Christkindlein Worte flammeln sie, wahllos und doch in herrlichster Harmonie, jubeln Entzückungslaute, wie du und ich sie als Buben gebuhelt.“

„Som Wäutern singen sie und vom Glück. — Und Stengelstücken fliegen!“

Schwer atmend verstummte Voltnier. Fritz Lang sah plötzlich mit fragend-verlebbenden Augen seinen Gefährten an. Voltnier hatte sich aufgeregt. Mit einer heiligen Gebärde streckte er Fritz Lang die Hand hin, als er mit schwerer Stimme sprach:

„Lang, du bist ein lustiger Mensch; vielleicht hältst du mich für verrückt. Hör' mich an, ich muß heut' zu jemand sprechen, sonst erlöse ich.“

Und dann erzählte der sonst so verhaltene Heinz Voltnier seine Geschichte. 30 Jahre alt war er, und Student hat er, trotzdem er armer Leute Kind war. Als Student hat er die Lebensliebe zu einer schönen Frau erlebt; Weihnachten vor fünf Jahren war's, da hatte er mit ihr unterm Tannenzweig gekostet, und märchenzauberliche Vögel hatte der Regen Himmel den goldenen Reifen verpropagiert. Treue an beider Hände entloot. — Und ein Jahr darauf war der andere gekommen, der Gold- und Titelreiche. Voltniers Weib mußte auf der Eltern Befehl unter heißen Tränen diesem die Hand reichen.

Ein Tannenzweiglein hatte sie ihm gefandt, ein blaßes Bäumchen durchgeglüht und daran hing der Ring der gebrochenen Treue, ein Zettel dabei; in drei Zeilen eine Bitte um Verzeihen, um Verzeihen, um Freiheit — von ihrer Hand.

Heinz Voltnier war ein Lehrer geworden; seine Jungen hatten ihn alle lieb gehabt. Dann kam der Krieg. Das war Heinz Voltniers Geschichte.

Fritz Lang war stumm geworden. Still reichte er dem Kameraden die Hand.

Die Nacht war vorgetrieben. — Jetzt klangen zu Hause die Glocken der Christmette. —

Voltnier war längst abgelöst und sah stumm im Unterstand; der primitive Christbaum auf der wackligen Kiste war erloschen, die drei Lichtkugeln waren niedergebrannt. Ein Hauch von Kerzenduft schwebte in dem Erdbach. Die Kameraden schliefen um ihn herum.

Da schrillte das Telefon; der Unteroffizier daneben fuhr auf.

Dann hörte er eifrig zu, machte sich Notizen auf einem Schreibblatt.

Zu Befehl, Herr Hauptmann!

Mit einem unmutigen Rud hängte er den Hörer ab.

„Da muß einer als Hornposten vor, bei den Russen soll sich etwas regen. Mir mit leid, aber Fritz Lang muß raus; er ist diesmal dran!“

Aus schwerem Sinnen fuhr Heinz Voltnier auf. Seine Blide leuchteten Fritz Lang, der neben ihm schlief, lag. Im Traume lächelte er ganz glücklich. Vielleicht fester er Weihnachten zu Hause mit seiner jungen Frau? Und seinem Buben oder seinem Mädchen?

Hastig stand Heinz Voltnier auf.

„Ruh alle schlafen“, flüsterte er dem Unteroffizier zu, „ich übernehme den Hornposten.“ Er griff nach seinem Gewehr.

„Wie du willst“, entgegnete der Unteroffizier. Groß und schlant stand Heinz Voltnier vor ihm. Dem war auf einmal so feierlich zumute. Langsam streckte er dem Unteroffizier die Hand hin, fest war der Handschlag der Männer. Dann trat Voltnier in die eilige Nacht hinaus.

„Sieh dich vor, Voltnier!“ mahnte der Kameraden Stimme.

Am Weihnachtsmorgen ging folgende Meldung der Kompanie ans Bataillon:

Meldung der 6. Kompanie J. A. . .

In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember versuchten die Russen einen Überfall. Der Angriff wurde abgelehnt. Der Vorstoß kostete dem Feind an Toten 12 Mann; unter Gegenangriff erbrachte 48 unverwundete und 24 verwundete Gefangene. Eine Anzahl feindlicher Verwundeter sind vom Angreifer zurückgeführt. Unsere Verluste: 9 Leicht-, 5 Schwerverwundete. Der feindliche Überfall wurde durch das mutige und umsichtige Vorgehen des als Hornposten ausgehenden kriegsfreudigen Gefreiten Heinz Voltnier vereitelt, der schwer verletzt (Brustschuß) dem Feldlazarett zugeführt wurde. Unsere gesamte Stellung restlos behauptet.

Der Kompanieführer.

In der halbverbrannten Scheune eines zerflossenen Schlosses war das Feldlazarett . . . eingerichtet. Eben war der Gefreite Heinz Voltnier eingeliefert worden.



Die Brautwahl.

Es ist etwa Weihnachten, nach, selbst wenn es in Bethlehem unter einem Stern dieses fröhlichen Jahres die immergrüne Tannenbaum und auf ein verhältnismäßig übermäßig, wenn man sich's a u m im gewiesenen wurde, wo grünen Tannenbaum sprüht sich ohne die mit Kerzen besteckte Baum einen unaufgeregten, zunächst n auch nach anderen ebenso wie in Bay Jahrhundert durch pyramiden abblühend meingut des größte

Welter ist schon unteres Weihnachts Guben brachten die neugeborenen Christ selbst Geschenk war. Weihnachtsgeschichten geschichte. Zunächst benachbarter Klößen mit einem Feiggrün und feinstem Mehl noch mit anderen wourch die Bießer ohne die heute ein kann.

Doch hat auch die Randschicht hatte her Gestalt des Martinus Thomastrages haben bis heute erhalten nachtsbescherung auf

Der Doktor untersuchte gerade Voltnier. Angstvoll hatte Fritz Lang's Bild an des Arztes Augen geblieben. Als er darin das unerbittliche Urteil sah, schaute er schwer auf, in seine sonst stets lustigen Augen quoll heißes Nash. Der da sterbend lag, war für ihn in den Tod gegangen. Und er würde Weib und Kind wie dersehen.

Hatte es nicht geflüstert? Die Schwester neigte ihren jungen Blondkopf tief über den Sterbenden. Voll und ruhig öffneten sich dessen graue Augen:

„Wo bin ich?“ hauchte Heinz Voltnier.

„Seien Sie ruhig. Sie sind verwundet.“ Die weichen Hände des jungen Weibes glitten über seine blassle Stirn.

Da sagte Fritz Lang: „Voltnier, ich bin bei dir, du bist verwundet — aber — sei nur ruhig . . .“

„Ich werde sterben!“ Langsam, klar und fest sprach es Heinz Voltnier.

Da wurde es geisterstill in der alten Scheune; bleiche, blutige Gesichter blickten herum und starrten nach dem Sprecher.

„Mein Freund, das Sprechen strengt Sie so an. Schweigen Sie doch“, flüsterte die Schwester.

„Ich werde nicht sterben, denn ich muß sterben!“

Fritz Lang, in meinem — Waffenrod, da steht meine — meine — Briefstache bring sie — ihr Adresse liegt dabei. Ich habe keine Familie mehr. — Heute ist — — Weihnachtstag . . .“

Vor dem Dorfe traten sie zum Feldgottesdienst zusammen; die Regimentskapelle spielte. Wir treten auf beten . . . und dann „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Im Lazarett flieberte Heinrich Voltnier im Todeskampf. Wie eine heilige Sage aus selbster Kinderzeit klang es da in seine irren Träume: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Der Sterbende horchte auf, röhrend hob er sich empor und stieß aus seiner zerflossenen Brust hervor: „Liebe — — singen sie und — — Liebe und — — Glückseligkeit und — — Erlösung — —!“

Zwei Monate darauf lag in einer deutschen Großstadt eine junge, schöne Frau und weinte herzbrechend Auf ihrem Schoß lag eine schlichte, abgegriffene Briefstache. Daraus hatte sie ein verdorrtes Tannenzweiglein genommen, ein blaßes Bäumchen war durchgeglüht und daran hing ein schlanker Goldreif.

Ein vergilbter Zettel lag dabei und wie die Briefstache zeigte er ein kleines Brandloch. — Dort war der Tod hindurchgegangen. —

Seimlehr eines m

Weihnachten bei uns und bei den andern.

Wenn in Hütten und Palästen ungezählte Lichter auf-
flammen, der Duft verbrennenden Wachses sich mit dem
Duft der dunkelgrünen Tannen vermengt, wenn Willio-
nen heißer Kinderaugen auf den hochgeputzten Gaben-
tischen und von allen Lippen die Weihnachts-
Stille Nacht, heilige Nacht! ertönen, dann ist das
Christfest da, das Fest, das auf das kleine Kinderherz
ein langes Jahr gewartet hat, das Fest, das einen ver-
stärkenden Schimmer von Lichterglanz und Freude über
den grauen Alltag gießt und das auch den Erwachsenen
in seinen Bann zieht, Freude und Feststimmung liegen
in der Luft, denen niemand entrinnen kann, mag er auch
gehen, wohin er will.



Die Brautwahl am Heiligen Abend in Rußland.

Es ist etwas Geheimnisvolles um diese
Weihnachtsfeier, die das Menschenherz mit Urgewalt
erschüttert, wenn ihm der Anlaß, die Geburt des Er-
löserkinds in Bethlehäm, noch so wenig bewußt wird. Ein
hinter Kränzen von Sitten und Gebräuchen taucht sich um
dieses frühlichste aller christlichen Feste. Im Mittelpunkt
steht die immergrüne Tanne, die unzählige helle Lichter
schmückt. Obwohl für uns ein Weihnachtsfest ohne
Tannenbaum unvorstellbar ist, blüht dieser Brauch doch
auf ein verhältnismäßig junges Bestehen zurück. Man ist
überzeugt, wenn man erzählt, daß der erste Weih-
achtsbaum im Jahre 1805 in Straßburg nach-
gewiesen wurde, wo es bald Volksfest wurde, den immer-
grünen Tannenbaum zu Weihnachten aufzustellen. Ur-
sprünglich ohne Lichter, taucht 1737 in Sachsen der erste
mit Kerzen besetzte Baum auf. Seitdem hat der Lichter-
baum einen unaufhaltsamen Siegeszug um die Erde an-
getreten, zunächst nach dem nördlichen Deutschland, dann
auch nach anderen Ländern. In Berlin setzte er sich
ebenfalls wie in Bayern, erst um die Mitte des vorigen
Jahrhunderts durch, die bis dahin gebräuchlichen Lichter-
pyramiden ablösend. Heute ist der Weihnachtsbaum Ge-
meingut des größten Teiles der gesitteten Menschheit.

Welter ist schon das zweite hervorzuhebende Merkmal
unseres Weihnachtsfestes: die Bescherung. Köstliche
Gaben bringen die Weisen aus dem Morgenlande dem
neugeborenen Christuskinde dar, das der Menschheit
selbst Geschenk war. Und so stehen Christgeburt und
Weihnachtsbescherung gleich am Anfang unserer Kirchen-
geschichte. Zunächst waren es die Knaben befreundeter,
benachbarter Klöster, die sich zu Weihnachten Lebkuchen
mit einem Feigenzweig zuwandten. Anfänglich aus Honig
und feinstem Mehl gebacken, wurden die Lebkuchen später
noch mit anderen Zutaten, namentlich Pfeffer, gewürzt,
wodurch die Pfefferkuchen und Pfefferküchlein entstanden,
ohne die heute ein Weihnachtsfest kaum gedacht werden
kann.

Doch hat auch die Bescherung ihren Vorläufer. Jede
Landchaft hatte bereits ihren „freigegebenen Abend“. In
Bestalt des Martinsabends, des Nikolausabends und des
Thomasabends haben diese freigegebenen Abende sich noch
bis heute erhalten. Nach griech. die Sitte der Weih-
nachtsbescherung auf die breiten Volkstriebe über, so rasch,
wie die heute ein Weihnachtsfest kaum gedacht werden
kann.



Seimkehr eines norwegischen Fischers mit dem
Christbaum.

daß auch hier bald Wohltat Plage wurde, und die Obrig-
keit sich veranlaßt sah, der Unruhe des Gedenktages
zu steuern, die für viele zu einer untragbaren Last ge-
worden war. So verbot bereits im 14. Jahrhundert der
Magistrat der Stadt Ravensburg alle Geschenke in der
Zeit vom 1. Adventsonntag bis zum Drei-Könige-Tage,
außer im allergeringsten Familienkreise. Auch 1671 sah sich
die sächsische Regierung veranlaßt, das Beschenken des
Gefindes zu verbieten. Dieses hatte aus der Sitte ein
Recht abgeleitet und die Geschenke förmlich erzwingen.
Die Seele der Weihnachtsfeier ist überall der
Weihnachtsmann, der so viel Namen trägt, als es
deutsche Stämme gibt. Bei den Franken ist es der
Hutknecht, bei den Rheinländern der St. Niklas, bei den
Norddeutschen im allgemeinen der Ruppkecht, bei den
Deutschen in Pennsylvanien der Pelznickel und in Oester-
reich der Krampus. Unter diesen verschiedenen Namen
zieht er in der Weihnachtszeit von Haus zu Haus, um



Weihnachten in Bethlehäm.

die Kinder auf ihre Schultertümpel zu prüfen, die guten
aus seinem unergründlichen Sack zu beschenken, und die
bösen mit der ihm ständig begleitenden Rute zu bestrafen.
Neben diesen wichtigsten und allgemeinsten Weihnachts-
sitten haben sich in den einzelnen Ländern noch verschie-
dene Weihnachtsbräuche erhalten, die ein merkwürdiges
Gemisch von heidnischen Ueberlieferungen
und fröhlichem Aberglauben darstellen. So darf der
böhmische Bauer am Weihnachtsabend kein Fleisch, son-
dern nur Fisch genießen. In Krain setzen die Sonntags-
kinder in der Weihnacht den Himmel offen. Wer im
Gottscheerland um 12 Uhr auf dem Felde ein Feuer ge-
wahrt, wird dort einen vergrabenen Schatz finden, ge-
doch nicht, ohne um die Stelle einen Kreis gezogen, einen
Kreiselring in das Feuer geworfen und die Stelle mit

Flaschen worden sein soll. Auch die immergrünen Zweige
des Ficus, des Lorbeers und der Zypresse dienen als
Weihnachtszweige. Ein besonderes Ansehen genießt der
Mittelzweig.

Gehen wir weiter nach Süden, dann wird dem leb-
haftesten Temperament der Bewohner gemäß auch das
Weihnachtsfest lautmächtig. Die heidnische, sinnige Weih-
nachtsfeier des Deutschen ist dem Spanier fremd.
Toller Trubel erfüllt die Straßen. Mit knatternden
Kostgarnen, naufenden Triangeln und Musik wird
Weihnachten gefeiert. Nicht kannte wieder ertönen aus den
erleuchteten Häusern. Ein Lärm von Pauken und Trom-
meln dringt durch die Straßen, in denen sich tanzende
Paare drehen.

Eine eigenartige Weihnachtsfeier besteht in einigen
Gegenden Rußlands, die stark an unseren Brauch, die
Verlobung unter dem Tannenbaum zu feiern, erinnert:
Die Brautwahl. Die jungen Dorfjungen gehen am

Heiligabend zum Dorfsteinsten, wo sie sich nebeneinander
setzen, jede mit einem großen Schleier verhüllt. Dann
treten die Heiratskandidaten einer nach dem andern auf
den jungen Mann macht vor einer der verummten Ge-
halten eine Verbeugung, der Schleier wird gehoben, und
das Mädchen ist von nun an seine Braut. Natürlich
sorgt der Freier durch verabredete kleine Erkennungs-
geheimnisse dafür, daß er auch die Richtige bekommt.

Auch die Christen in der Türkei kennen verschiedene
Weihnachtsbräuche. Allgemein ist das Weihnachtsfest
das beginnt, sobald sieben Sterne am Himmel sichtbar
sind, und dessen besonderes Merkmal die aus Mehl und
Kürbis bereite und in der Gedächtnis Weibnacht
paßete darstellt. In einer kleinen syrischen Kirche zu
Konstantinopel versammelt sich eine Anzahl ausgewähl-



Ein alter englischer Weihnachtsbrauch.

Der Bürgermeister von Hammer mit unter vorgeschriebenen Zeremonien den Weihnachtspudding selbst.

Weihnachtsbesprengung zu haben. Gießt man schließlich
in der Christnacht auf einem Kreuzweg, die Augen, ohne
ein Wort zu sprechen, dann werden diese nie ihr Ziel ver-
fehlen. In vielen österreichischen Dörfern schenken die
Bewohner in der Christnacht auf geschloßenem Stroß, da-
mit sie keine — Zahnschmerzen bekommen. In Dal-
matien schneht ein jeder in der Christnacht seine Glinie
vor dem Hauße ab, was eine allgemeine Weihnachts-
frankerei zur Folge hat.

Der Mittelpunkt der englischen Weihnachten ist
der Pudding. An vielen Orten ist seine Zubereitung
mit feierlichen Zeremonien verknüpft, an denen auch der
Bürgermeister oft genug teilnehmend Anteil hat. In der
Stelle der Tanne tritt hier jedoch die Strohpalme, ein im
Volksmund Christbaum genannter Strauch, aus dessen
Zweigen der Sage nach die Dornenkrone für Jesus ge-

ter Gläubiger mit dem Geistlichen am Weihnachtsmorgen
um einen kleinen Scheiterhaufen. Jeder der Teilnehmer
hält sein Licht an das trodene, petroleumgetränkte Rei-
sig, worauf immer eine neue Flamme emporsteigt. Die-
sem Brauch liegt die Legende zu Grunde, daß die Hirten
zu Bethlehäm in der bitterkalten Nacht Keilich zusammen-
trugen, um das neugeborene Jesuskind zu erwärmen.

Die großartigen Feiern finden jedoch in der Christ-
nacht zu Bethlehäm statt, zu denen Tausende von
Pilgern herbeiströmen, um in der unter der Geburtskirche
Christi gelegenen Geburtsgrube zu beten. Und wie da-
mals vor zweitausend Jahren ertönt in der Christnacht
vom Felde her der Gesang der Hirten, denen der Engel
des Herrn erschien, um ihnen den denkwürdigsten Augen-
blick der Menschheitsgeschichte zu verkünden.

Weihnachten in Bethlehäm und Nazareth.

Weihnachtsfeiern an der Wiege des Christbaums. — Die „Nacht des Mächtigen“. — Die „Nacht der Mütter“.

In früheren Jahren kam selten einmal im Winter ein
Tourist oder ein Pilger in das der Christenheit heilige
Land. Denn das Aussehen auf der felsigen Keesee von
Jaffa, die damals einzige Einfallspforte von Palästina
bildete, war keine Freude, sondern nur unter in-
fernalischen Pöbel und Gebüll einer unablässig „Wah-
schisch“ heischenden Menge ungläubig schmutziger Araber;
die Fahrt durch die Brandung bildete auch eine Gefahr,
der selbst Beherrzte gern aus dem Wege gingen.
Heute ist das aber anders. Von Alexandria
erreicht man Jerusalem in bequemer und rascher
Eisenbahnfahrt, und immer größer wird die Zahl derer,
die das Geburtsfest Christi auch an seinem
Geburtsort feiern wollen. Während des ganzen
Jahres ist Bethlehäm ein unscheinbares, kühles Land-

städtchen. Naht aber Weihnachten, so vermag die kleine
Ortschaft die in großen Scharen herbeiströmenden Fest-
teilnehmer und Neugierigen kaum zu fassen. Aus dem
ganzen Lande eilen sie herbei; aber nicht nur etwa Chris-
ten, auch Araber erscheinen in Massen mit Kind und
Regel, hat doch auch die mohammedanische Landbevölke-
rung eine Anzahl von Weihnachtslegenden. Von dem mür-
denhaften Wunder in der Krippe in Bethlehäm wissen sie
nicht viel. Aber unter den arabischen Hirten ist bis heute die
Ueberlieferung geblieben, daß in der Nacht, wenn die
„Nazarat“ d. h. Christen nach Bethlehäm kommen, ein
guter Geist die Kinder, Lämmer und Fohlen segne, die
um den heiligen Brunnen bei Bethlehäm versammelt sind.
Dieser Brunnen muß zur Weihnachtszeit für alle grie-
chischen Kirchen und für alle griechisch-arabischen Familien

Krippenlied eines Weltmenschen.

Von

Paula Grogger.

Hab' die Botschaft wohl empfangen,
Und ich bin beim Sternenschein
Durch den tiefen Schnee gegangen
Bis zu dir, mein Jesulein.

Manches Kleinod war erkoren
Einst für dich als Wiegenzier.
Hab' es in der Welt verloren,
Und ich komme arm zu dir.

Hab' von Tränen eine Kette
Und ein Herz voll Liebespein.
Muß dich hart und bornig betten,
Tut es weh, mein Jesulein?

Du bist mich bei deiner Krippe,
Dah ich ruhig nach dem Weg,
Dah ich meine heißen Lippen
Still auf deine Hände leg.

Bist dich nur im Traume lässen,
Und du darfst nicht böse sein,
Dah ich habe weinen müssen,
O barmherzig Jesulein.

das Weihwasser spenden. Christinnen und Mohammeda-
nerinnen des Landes sind auch des Glaubens, daß Frauen,
die Mutterkinder erwarten oder Kinderlegen erschauen,
den Tau der „Lail-el-Gibir“ d. h. „Nacht des Mächtigen“
auf sich niederlegen lassen, den Sud der in dieser Nacht
seicht gewachsenen Kräuter trinken müssen, damit die „Ma-
el-Mah“ d. h. „Mutter aller Mütter“ ihnen Beistand
und Hilfe angedeihen lasse. Und rings um Bethlehäm,
auf Feldern, Wiesen und in Gärten, sieht man die ara-
bischen Frauen nach ihrer Art im Kreise hocken und die
Nacht erwarten.

Die eingeborenen Christen gehören überwiegend dem
griechisch-orthodoxen Glauben an. Es ist klar, daß darum
früher auch die Feiern nach dem julianischen Kalender im
Vordergrund standen. Seit dem Einmarsch der Engländer
der ist aber eine Wandlung eingetreten. Denn von da an
und seit der zunehmenden Einwanderung aus Amerika
und Europa hat der Weihnachtsabend christlicher
Feiertage an Bedeutung gewonnen. Bethlehäm ist an beiden Weih-
nachtsfeiertagen der Schauplatz imposanter farbenpräc-
tiger und interressanter Kirchen- und Volksfeste.

Schon tagsüber sammelt sich das Volk in Bethlehäm.
In mehr oder weniger als laublosen Gruppen lagern Kel-
lagen und Beduinen an den Gassen und auf den Plätzen
des Städtchens. Besonders groß ist der Andrang auf dem
Platz vor der alten Geburtskirche. Im Verlaufe
des Tages wird das Bild immer farbenreicher, son-
nenträchtiger. Den Höhepunkt bildet aber die Ankunft der
offiziellen Teilnehmer an den Weihnachtsfeierlichkeiten,
Vertreter der Behörden, das diplomatische Korps, Tou-
risten und anfallige Eurotiker, die in den Abendstunden
im Geburtsort des Christentums eintreffen. Hunderte
von Petroleumlampen verziehen den Platz vor der Ge-
burtskirche in Tageshelligkeit, und in den Gassen und
Gaststätten ist Hochbetrieb. Frühlingssonne und rings
um hier die bunte Nacht und gestirnt den Aufenthalt
im Freien.

Um Mitternacht steigern sich Leben und Treiben auf
dem Kirchplatz zu phantastischer Bewegtheit. Meile und
große Huldigung sind an der Krippe von der höchsten
Geistlichkeit vollzogen. Weithin schallt das Gloria in
excellis des. Die Kapelle der italienischen Mission „Corpo-
santo domini“ spielt Weihnachtslieder und über allem
schwebt das sinnerwührende Geläut der Glocken aller
Kirchen. Auf dem Platz singt und jubelt die chris-
tliche Bevölkerung, die Frauen der Araber lassen ihre
eigenartigen schrillen Jubelweisen hören. Fenster an
Fenster ertönt im Glanze feierlicher Illumination.
Kerzen oder bunte Lampen leuchten aller Orten. Durch
die ganze Nacht bis in den rasch heranziehenden ersten
Weihnachtstag nimmt die Riege der an der Krippe An-
betenden und Huldigenden kein Ende.



Weihnachten!

Von

Josef Nolte.

Es gibt, ob draußen auch der Winter bräut,
Glänzen heut und helle Frohgesichter
Voll Liebe, die dem Nächsten Blumen streut
Und ihm von Herzen Liebesgaben deut,
Beim Glodenlang im Schein der Weihnachtslichter!
Es bricht herein ein Strahlenmeer voll Gnade!
Der Stern, der aufging über Bethlehäm,
Ward unvergänglich uns zur Lebenssonne,
Der Stall, der einem Bettler kaum genehm,
Virgt uns're Rettung, uns're höchste Sonne.

mit die nicht
die zwei ge-
schritten sie
auf dem Saal
wund herbei
Es war so n
in bog Christi
d hielt Friede
Schödlings um

gemaltigen 3
der Stuhlgeister
selbst unterfuch
den Galle
"Wirtin!"
glücklicher man
und Vertheilung
sich haben?
in ihnen?
Liebe, Gubern

Stumpfen, Christlich wird bis nicht
gellen.¹⁾

Nach Laeßle²⁾ nahmen die zwei Städte
keine in ihre Mitte und führten sie heim-
bos ein freundliches Gedenken auf dem Wege.
Stumpfen, Christlich bewachte den
neuen Stumpf und soffen. Es war je
nebenher Stumpf, daß es nun noch Christi-
funden habe. So, ihrer Stadt.